

Wie fliegen

Fuß vor Fuß vor Fuß steige ich den Rücken der Erde hinauf bis zu der Stelle, wo der Boden in den Himmel übergeht. Ich atme schwer im Rhythmus meiner Schritte, steige, atme, steige, die Luft fließt durch meine Adern in die Erde, die Erde steigt mit mir der Luft entgegen, höher und höher, bis es nicht mehr weiter geht. Schwer liegen meine Flügel auf meinen Schultern. Erst haben die Menschen aufgehört, mit ihnen die Sorgen und Probleme und Katastrophe, dann die Häuser und Straßen, mit ihnen die Hoffnungslosigkeit, die Gier und die Zerstörung, zuletzt sind auch die Bäume seltener geworden, bis nur noch Gras übrig ist, Gras und ich. Oben bleibe ich stehen, atme aus und prüfe den Wind, der mich aus dem Tal anströmt, gleichmäßig, sachte, freundlich. In einem dunklen Blau liegen die Reste des Sommers über mir, ein paar letzte Mücken, sonst nichts.

Vorsichtig breite ich die Flügel aus und strecke sie über die Wiese. Sie riechen tröstlich nach trockener Dunkelheit und Weite und rascheln fröhlich im Talwind. Ich weiß, es ist keine Lösung. Im Tal werden weiter Krieg und Überschwemmung und Wahnsinn und grenzenloses Leiden die Bildschirme füllen und die Herzen schwer machen, aber es wird niemandem helfen, wenn ich bleibe, die Katastrophe kommt auch ohne mich aus.

Ich weiß: heute wird es gehen. Meine Sinne werden klar. Ich sehe den Raubvogel, der im Südwesten über einem felsigen Steilhang kreist, ohne die Flügel zu regen. Ich höre Äste der Nadelbäume an der Baumgrenze und die Blätter der niedrigen Büsche, die weiter unten die Bergwiese säumen, höre ihren sanften, gleichmäßigen Rausch. Ich spüre den Wind auf den Wangen, in

den Haaren an meiner Schläfe, er ist ein dritter Flügel, auf den ich mich verlassen kann. Ich rieche, wie die Sonne die Steine erwärmt, die zwischen den Grashalmen sitzen. Ich schmecke, dass ich bei mir bin. Wach. Wertvoll. Stark genug, mich selbst zu tragen. Jetzt. Hier.

Dann steigt eine Welle aus Mut in mir auf, überzogen von einem feinen, weißen Schaum aus Freude. Jetzt kann ich nicht mehr warten, nicht mehr fragen, nicht mehr zweifeln. Ich spanne die Flügel, sortiere meine Federn, hänge mein Leben daran.

Dann hole ich Luft und renne los. Stürze mich gegen den Wind in die Tiefe, fühle meine festen, großen Schritte auf dem Boden leichter werden, lehne mich hinein in den Widerstand des Nichts, werfe mich über die Kante.

Und meine Flügel tragen. Heben mich an, tragen mich hoch, deutlich spüre ich mein Gewicht und löse mich ab, hebe mich aus der komplizierten Grube der menschlichen Verstrickungen, bin nur noch hier. Meine Wanderschuhe treten Luft, und tatsächlich, sie trägt, die Bäume werden kleiner, bald sehe ich den Raubvogel von oben, finde seinen Aufwind, steige in den Himmel.

Hier flüstert das Blau einen großen Trost von der Unerheblichkeit aller Dinge, von der Kürze aller Zeiten, von der Winzigkeit dieses Lebens. Mein Herz schlägt laut gegen die Grenzen meines Körpers. Wenn ich jetzt nach oben falle, hört der Sturz nie auf, ich falle und falle, werde ein Zucken in der Unendlichkeit, falle immer weiter weg von all den Sorgen, falle aus der Zukunft hinein in eine ewige, schwarze, leere Gegenwart, falle ins All, bis ich sterbe, bis ich in ein paar Millionen Jahren mit einem Stern kollidiere.

Wenn ich hingegen runterfalle, bin ich tot, sofort.

Wenn ich aber nicht falle, nicht nach oben, nicht nach unten, nicht in den Abgrund in meiner Mitte, dann sterbe ich auch. Nur ein bisschen später. All diese Tode, die geduldig unter meinen Flügeln auf mich warten, erscheinen ähnlich unwahrscheinlich. Hier im Blau ist nur Leben.

Lange fliege ich, schwebe über die Wälder und Berge, durch warme und kühlere Lufttaschen, steige und sinke, tauche unter dem Wolkensaum entlang, sehe Dörfer und Weiden und Straßen in all ihrer Nebensächlichkeit herumliegen. Die Gedanken schweigen.

Dann wird es langsam kühler. Die Schatten der Bäume legen sich auf die Felsen an den Hängen. Die Aufwinde verlieren ihre Kraft.

Mit kühlem Blick suche ich eine Wiese ohne Tiere, ohne Bäume. Ich bin nun tief genug gesunken, um die Bewegungen der Baumwipfel zu erkennen. Der Wind hat die Richtung gewechselt, strömt zurück das Tal hinab, Abendwind. Im Schatten steigt Herbst aus den Wiesen. Vorsichtig fliege ich ein paar Schleifen, kalkuliere die Distanz. Fliege ein paar hundert Meter talabwärts mit dem Wind einen Weidezaun entlang. Dann drehe ich gegen den Wind, werfe mich ihm gegen die weiche Brust, lasse mich von ihm bremsen. Verliere weiter an Höhe. Werde langsam. Ziehe vorsichtig mit beiden Händen an den Bremsleinen. Werde noch langsamer.

Dann setzen meine Wanderschuhe auf dem Boden auf. Ich ziehe die Leinen durch. Der Gleitschirm fällt in sich zusammen, verblüht, sinkt weich zu Boden, raschelt leise im Wind. Ich steige aus dem Gurtzeug, lege mich auf die Wiese, lasse mich tragen, und schaue in den Himmel, aus dem ich komme.

Schreibe dir eine Nachricht: Ich lebe.

Dann packe ich zusammen und trampe zum Bahnhof.